

(Nachdruck verboten.)

29]

## „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

„Auf einen dieser Pfähle exerzierte ich schnurstracks zu. Ich stieß mit meiner ganzen Kraft an ihn an — er mußte wohl am Fuße etwas zerfault gewesen sein — und er fiel um. Der Rärm der zerschellenden Glaslaterne weckte mich auf — und als ob sich meine bis dahin unterdrückte Verzweiflung offenbarte — rannte ich zum nächsten Pfahl, warf ihn genau so um wie den ersten und so weiter mit den letzten zweien. — Der ganze Hof war in Aufregung und in plötzlicher Verwirrung. Alles Exerzieren hörte auf. — Ich sah noch, was ich angerichtet hatte, und ohne etwas zu überdenken — stürzte ich die große steinerne Treppe hinauf — die Tür meiner Zelle stand offen — ich flog hinein und warf mich, wie ich war, auf mein Bett. Ich blieb liegen mit dem festen Entschlusse, nicht wieder aufzustehen, mochte da kommen was da wollte. — Natürlich dauerte es keine drei Minuten, so waren auch die mir nachgefolgten Unteroffiziere mit dem Hauptmann da. Sie sahen mich liegen und wagten mit gezogenem Seitengewehr langsam näher zu kommen. Der Hauptmann rief sie zurück, zwinkerte ihnen mit den Augen zu und machte Andeutungen wie: der ist verrückt! — laßt ihn liegen. Ich hatte die Zeichen des Hauptmanns bemerkt. In dem Momente fiel mir ein: Halt, du stellst dich geisteskrank! Seit dieser Zeit gelte ich für verrückt. Nach etwa einer Stunde wurde wieder die Zellentür geöffnet. Ein ganzes Aufgebot war dazu kommandiert worden, mir die Zwangsjacke anzuziehen. Man brachte mich dann hierher, und nun warte ich der Dinge, die da kommen werden.“

„Du hoffst bestimmt, als dienstuntauglich entlassen zu werden?“ fragte Volter nach einer langen Pause.

„Ich glaube bestimmt. Was wollen sie mit mir auch anfangen? Schicken sie mich wieder auf Festung, mache ich dieselbe Komödie. Das steht bei mir fest. In der Front halten sie mich ganz gewiß für zu gefährlich. Das Jahr werden sie mir schon schenken müssen. Es bleibt nur noch die Arbeiterabteilung. Da werde ich schon Mittel und Wege finden, mich für dort unmöglich zu machen. Es dauert noch einige Wochen, bis meine Strafzeit zu Ende ist. Bis dahin werde ich mich noch im Lazarett herumdrücken müssen oder ich werde einem Zivilgefängnis oder einem Krankenhaus überwiesen. Uebrigens — was liegt mir daran, wo ich noch hinkomme. Nur nicht in die Festung zurück oder in die Kaserne. An meinem Leben liegt mir fast nichts mehr.“

Aus Polowskys letzten Worten klang seine ganze Weltverachtung. Müde und niedergeschlagen blickte er vor sich hin.

„Aber ich bitte Dich,“ jagte Volter mit weichem Ton, „warum schon die Flinten ins Korn werfen? Denke, wenn alles vorüber ist, es war eine schlimme Krankheit, die Du durchmachen mußtest, und beginne von neuem! Wer weiß viel von Dir? Nach Deinen Militärpapieren wird in Deinem Beruf nicht viel gefragt.“

„Du hast gut reden! In der Wirklichkeit sieht das doch etwas anders aus. Nein, nein, diese Zukunftsträume schläge ich mir aus dem Kopf. Dafür denke ich an etwas anderes.“

„An was denn?“

„Zufrieden mit meinem Dasein kann ich dann vielleicht erst wieder werden, wenn ich weiß, daß diese erbärmlichen Schufte, denen ich das alles verdanke, ihre verdiente Strafe erhalten haben.“

„Aber um Himmels willen, was willst Du denn tun?“ rief Volter.

„Erst muß mein kleiner Korporal im Festungsgefängnis dran glauben. Ich laure ihm auf, und wenn ich Monate hiev mich durchbetteln mußte. Daß ich diesen Hund halbtot schlage, ist gewiß.“

Sein Gesicht hatte sich bei diesen erregt gesprochenen Worten gerötet und seine rechte Hand hatte sich zur Faust geballt.

Volter erschrak über diesen neuen leidenschaftlichen Ausbruch. Er bezwang sich und fragte ruhigen Tones:

„Was hast Du davon?“

„Was ich davon habe? Ich würde zeltlebens sein Gesicht vor mir haben, wie es mich schadenfroh angrinst. Ich will es einmal sehen, wenn ihm vor Entsetzen die Augen übergehen! Dann ist mir wohl. Mag ich dafür auch einige Zeit ins Gefängnis gehen — in Zivilgefängnissen ist es schon zu ertragen. — Dann habe ich noch eine alte Schuld abzutragen an meinen ehemaligen Korporalschaftsführer vor fünf Jahren. Der wird vielleicht jetzt schon Feldwebel sein und mich vergessen haben. Meine Faust wird mich wieder bei ihm in Erinnerung bringen! — Ich bin es meinem Gewissen schuldig, daß ich diesen Reinigern auf meine Art danke. Habe ich das erreicht, kann meinewegen ein neues Leben für mich beginnen. Vorher nicht! — Der Gedanke würde mir keinen Augenblick Ruhe lassen, daß zwei Menschen existieren, ohne für das Verbrechen bestraft zu sein, das sie an mir begangen haben. Das Verbrechen war nicht nur roh und brutal, sondern auch feig und niederträchtig! Denn sie quälten ein wehrloses Opfer, das sich nicht verteidigen konnte. Meine Verteidigung kommt jetzt hintennach. Dir erscheint das wunderbar, was? — Du kennst nicht die Erde, die man sich selbst aufgelegt. Erst schwur ich nur Rache in der ersten Verzweiflung. In den langen bitteren Jahren des Höllendaseins auf Festung wurde der Eid zu meinem Evangelium! Mit dem Bewußtsein, daß der Tag der Abrechnung kommen werde, stand ich des Morgens auf und legte mich müde gehebt des Abends nieder. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche wurde der Entschluß fester. Die einzige Freude meiner Haft war die, wenn ich an meine Rache dachte. Eine Erholung war für mich das Phantasiebild, das mir die Szene der Vergeltung vorspiegelte — viel schöner, als es in Wirklichkeit sein wird. Nein, nein, laß das! Versuche mich nicht davon abzubringen, Volter. Dieser Vorlab ist vollständig mit mir schon verwachsen.“

Volter hatte der leidenschaftlichen Erzählung sinnend zugehört. Wie er mit ihm fühlte. Wie lebendig erschien ihm doch das alles, das ganze Elend. Die beredete Zunge Polowskys hatte seine Grundzüge auf einen Moment ins Wanken gebracht. Es wollte sich in ihm auch ein Bedürfnis nach Wiedervergeltung regen, das er aber sofort im Keim unterdrückte. Einen Blick des tiefsten Bedauerns und Versehens warf er auf den Gefangenen.

„Ich verstehe und begreife Deinen Zustand und Deine Absicht vollkommen. Ich kann mich ganz gut in Deine Lage versetzen. Ich bedaure bloß Dich! Du tust mir Leid in tiefster Seele. Glaube mir — ich habe schon so viel einstecken müssen, ohne an Wiedervergeltung zu denken. Man muß die nötige Festigkeit des Charakters besitzen. Vielleicht ändern sich Deine Ansichten noch.“

„Nein,“ rief Polowsky.

„Das wollen wir nicht hoffen,“ entgegnete Volter ruhig. „Du hast lange keine Menschen gesehen. Sechs Jahre Soldatenröcke um sich zu haben, ist etwas Furchtbares für unsereinen. Werde erst frei! Sollst sehen, Polowsky, dann kommst Du auf andere Gedanken und läßt die dumme Geschichte fahren. Dem einzelnen Menschen lege ich weniger Schuld bei. Das System ist das verderbliche, der Zwang, dieses wehrlose Preisgebenensein! Die Dir das taten, hatten zu viel Gewalt in Händen. Und die mißbrauchten sie. Es gibt noch viele solcher und wird auch in Zukunft noch viele geben.“

„Ja, ja! Aber meine Rache laß ich nicht, nie! Ich muß sie alle drankriegen, diese Hunde, diese Elenden! Dann werden wir schon weiter sehen. — Es tut mir unbeschreiblich wohl, einer mitfühlenden Seele mein Herz auszuschütten, aber dagegen darfst Du mir nichts reden.“

„Hast Du keine Furcht, verraten zu werden?“

„Nein. Wenn Bornemann — oder wenn Du dreist dem Arzt melden würdest, Du hättest mich beobachtet und wärst zur Ueberzeugung gekommen, daß ich nicht krank wäre, würde man Dir doch gar nicht glauben! — Ich weiß, Ihr tut es nicht. — Wenn Ihr es tätet, bliebe meine Behandlung dieselbe. Nein, ich habe Dir hauptsächlich erzählt, um vor Deinen Augen so zu erscheinen, wie ich wirklich bin.“

(Fortsetzung folgt.)

## Schiller in Vergangenheit und Gegenwart.

Heute vor anderthalb Hundert Jahren trat Schiller ins Leben ein. Viel des Tröstlichen oder Ermutigenden bot jene Epoche des patriarchalischen Absolutismus wahrlich nicht. Aber der junge Dichter raffte die in Frankreich entzündete Fackel der Aufklärung auf, um sie lähn der großen Revolution voranzuschwingen und mit feurigem Ungestim ins eigene Volk zu tragen. Es mußte in diesem Manne eine unbegrenzte Liebe, ein titanischer Glaube wohnen, um dem verfluchten Geiste seiner kleinbürgerlichen Umwelt die Tore des Univerfums zu entriegeln. Ihm blüete das Herz, das für die ganze Menschheit schlug, beim Anblick der erbärmlichen Zustände in deutschen Landen. Den Zusammenbruch von 1806 noch zu erfahren, verhinderte ihn ein frühzeitiger Tod. Ob Schiller, wäre er am Leben geblieben, 1813 als Lyriker patriotische Kriegs- und Siegeslieder angestimmt haben würde, wie unbesleete Literaturprofessoren angenommen haben — nun, solche Hypothesen fallen in ihr Nichts zurück. Sein Patriotismus war Weltbürgertum, obwohl seine anfängliche Sympathie für die französische Revolution sich anscheinend ins Gegenteil gekehrt hatte, wo für ja die Stelle in der „Glocke“ bezeichnend ist. Daß Schiller deswegen aber die Ideale seiner Sturm- und Drangperiode verleugnet haben sollte, daß er den Kampf gegen die Despotie in jeder Form und Gestalt ausgegeben hätte, bloß weil er, auf dem Zenith seines Künstlertums angelangt, das Endziel aller Menschheitsbestreung in der Kunst erblickte, diesem Irrtum konnten doch nur kurzfristige Philister verfallen.

Ein noch größerer Irrtum war es, Schiller wegen verschiedener Sentenzen in seinen Dramen zu einem nationalpatriotischen Dichter zu stempeln. Dieser Irrtum entstand durch fälschliches Herausgreifen von Zitaten. Der schärfste Mißbrauch damit wurde wohl 1850 anlässlich der Zentenargeburtsstagsfeier getrieben. Man schwärmte damals für ein „gemeiniges Vaterland“. Und da das deutsche Bürgertum, will es mit Worten viel, in Taten nichts erreichen, eines Symbols, eines Paladiums bedurfte, um alles Sehnen und Drängen aus bedrückender Enge auf einen Punkt zu vereinen, so erwählte es Schiller zum Heerrufer und Rationalheiligen. Das hatte kein Gutes, aber auch keine Schattenseiten. Der Vorteil bestand darin, daß von allen Seiten auf des Dichters großes Vermächtnis — seine Schriften — sowie nicht minder auf seine vorbildliche Persönlichkeit hingewiesen wurde. Gelehrte und Schriftsteller von Ruf und Ansehen übernahmen die Dolmetscher-Rolle. Schillervereine traten überall, selbst im Auslande ins Leben. Die Frauen und Jungfrauen des Bürgertums wurden zur Sammlung einer „Nationalspende“, der noch gegenwärtig bestehenden „Schillerstiftung“ angehalten, einer Gründung, die Jakob Grimm bei ihrer Geburt allzu schroff „eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Diäterlinge, denen von aller Poesie abzuraten besser wäre, als sie noch aufzumuntern“, genannt hat. Viel löblicher und nützlicher wäre, meinte Grimm weiter, für dies Geld, statt es „in den allverschlingenden, immer hungrigen Armenjüdel“ zu legen, an verschiedenen Orten von Künstlers Hand geschaffene Bildsäulen Schillers aufzurichten, die dann „einem dauernden Freudenfeuer gleich, leuchten im Lande“. Als ein weit größeres Denkmal erachtete er allerdings eine kritische und zugleich billige Ausgabe seiner Werke. Und hier stehen wir an einem Punkte, von dem aus die damalige Schillerfeier nur mehr wie eine Farce erscheinen muß.

Mudolf Gottschall hatte in gewissem Sinne recht, wenn er in all den Festtaumel, in dem Schiller als Herold und Hort der Freiheit, als Liebling des deutschen Volkes usw. gepriesen wurde, seine Brandrede gegen die „Abkehr von Schiller“, gegen „eine gewisse Verödung des inneren Lebens“ schleuderte, für welche die Schillerischen „Ideale“ nicht viel mehr sind als die abgeblassten Topetenbilder eines Festsaales, der nur für besondere Feierlichkeiten geöffnet wird. Schiller war bis dato nur der Dichter für die „Gebildeten“ gewesen. Aber wie sah es bei ihnen aus? Nicht um ein Haar besser als heute. „Es gibt große Kreise der Gebildeten, denen die Dichtung — Goethe und Schiller eingeschlossen — ebenso fern liegt, wie etwa die Musik der Sphären; für andere wieder ist sie eine Sache der Schulbildung und der Mode geworden — wo aber wird sie anerkannt als eine Macht, welche das Leben erfüllt und gestaltet?“ Für solche Mißstände macht Gottschall den auf Geldwerb gerichteten Sinn, die waghalsige kritische Nüchternheit, das selbstgefällige Spiel der Geister, die sich vor jeder Größe geniert fühlen, die notdürftige Einschränkung der Empfindung auf den Hausbedarf verantwortlich. Und dann malt er sich aus, welcher Empfang dem Dichter, wenn er unter die Festfeiernden träte, von den Kathederästheten wie der Tageskritik, dem Theater wie der Zensur bereitet werden würde. Den Lyriker Schiller würde man als „Rhetoriker“ ablehnen; den Dramatiker Schiller würden die meisten Bühnen, voran die höfischen, auf denen er ohnedies auch noch bis in unsere Tage hinein nicht viel mehr ist als ein „Mädchen aus der Fremde“, ihre Pforten verschließen.

Wie aber von der Schillerfeier als einem „Siegesfeste des Geistes“, so war damals das eigentliche Volk mehrerlei als vom kostspieligen Erwerb der Schillerischen Werke ausgeschlossen geblieben.

Der Cottasche Verlag besaß das alleinige Monopol der buchhändlerischen Ausbeutung. Die ursprüngliche Schugfrist war auf Vetreiben Cottas und der Schillerischen Erben durch einen auf alle vor dem 9. November 1837 verstorbenen Autoren ausgedehnten Bundesbeschlus bis 1867 verlängert worden.

1859 lag also noch der Gedanke an eine billige Volksausgabe von Schillers Werken in weiter Ferne. Der Cottasche Verlag, der Millionen an Schiller verdient hatte, wollte nicht die geringsten Opfer für die Hundertjahrfeier bringen. Er lehnte es sogar ab, den Abdruck der seine 500 Verse starken „Glocke“ in einer besonderen Schillerfest-Ausgabe freizugeben, in einem Augenblick, da ein überreich erhöhter Absatz einzelner wie der Gesamtwerke nicht bloß zu erwarten stand, sondern tatsächlich herbeigeführt wurde. . . So sah es 1859 um die Schillerfeier aus!

Wie steht's nun heute?

Seit das moderne Drama alle Bühnen beherrschte, verschwand Schiller in der Kumpellammer, um mit anderen Klassikern dann wieder „zum neuen Leben“ erweckt zu werden. Gleichwohl würde man in der Annahme sehr irren, daß dieser Umschwung auch einer Bekennerschaft zu Schillers Geist und Streben gleich zu erachten wäre. Mit nichts. Die Bourgeoisie hat sich nur mehr und mehr vom Realismus abgewendet, weil er ihr die sozialen Wehen und Kämpfe unserer Zeit wie in einem Spiegel vor Augen rückt.

Es ist wahr: heute werden unzählige Helatomben an Schillerreden und Schillerartikeln, an Vorträgen und Apotheosen geopfert werden — aber alles wird nur wieder eine abgedroschene Phrase sein. Schiller wird jetzt wieder für alle schönen Dinge, als da sind: Gott, König, Vaterland und Geldfackelmoral herhalten müssen, ohne daß die Festredner sich die Frage vorlegten: wer denn eigentlich Schiller sei und in welcher Beziehung er zur Gegenwart stehe.

Wie stellte sich der Dichter zu Freiheit und Kultur im Staate? Wer repräsentiert darin die höchste Gewalt? Welches soll das Ziel des Staates sein? Was ist Vaterlandsliebe? Geben wir Schiller selbst das Wort.

„Freiheit und Kultur“, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle miteinander vereinigt sind und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle vereinigten Nationen des Altertums haben die Blüte ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkaufte, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderben entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur bei ihm sich vereinigen, so müßte es seine Ruhe auf einem ganz anderen Wege als dem Despotismus empfangen. Keiu anderer Weg war aber möglich als die Gesehe, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben.“

„Was die Untertanen erblicher Monarchien zuletzt ganz verstanden“, ist, „daß es (das Volk) selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist“. „Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschritt, Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschrittung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich. . . Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.“

An gleicher Stelle — in seiner Abhandlung über die Gesehgebung des Pythagoras und Solon in Sparta — spricht sich Schiller auch in nicht mißzuverstehender Weise über den Unwert einer von oben herab gezüchteten „Vaterlandsliebe“ aus. „Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintenansehung aller anderen gelbt wurde: Vaterlandsliebe. Die dem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst — gemeint ist das militärische — errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. . . Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt, als ein herrisches Schwertgeschloß, das die natürliche Empfindung verleugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen“ — womit Schillers oppositioneller Standpunkt gegen das rohe Kriegshandwerk und gegen den Hurrapatriotismus in jedweder Form und Gattung besiegelt wird.

Desgleichen ist Schiller ein prinzipieller Gegner der Todesstrafe als Sühne für ein schweres Verbrechen, so, wenn er den „Verbrecher aus verlorener Ehre“, in der gleichnamigen Gesichte, am liebsten vor dem Galgen bewahrt sähe, damit jener Zeit und Gelegenheit fände, ein achtbares Leben zu führen. Präzis äußert sich aber der Dichter anderenorts: „Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt ebensoviel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist“.

Doch wenn wir uns nun mit Schiller rein künstlerischen Idealen zuwenden — wie verhält es sich z. B. mit seinen Anforderungen an die Schaubühne? Die Schaubühne ist nach Schiller eine

# Schiller als Kriminalpsychologe.

Es wird niemanden wundernehmen, wenn man in den Tagen, wo die Aufsätze über „Schiller als . . .“ oder „Schiller und . . .“ so ziemlich alle Seiten des menschlichen Lebens zu dem Dichter in Beziehung setzen, Schiller als einen Anhänger fortgeschrittenster humanitärer Tendenzen auch in der Rechtspflege anspricht. Als Schüler der Montesquieu, Voltaire, Rousseau konnte er sich aber nicht auf eine gefühlsmäßige, allgemeine Humanitätsideologie beschränken; er mußte tiefer sehen, Einzelprobleme zu erforschen suchen, kurz, Kriminalpsychologie wenigstens als Dichter treiben. Bekannt ist das Gedicht von der Kindesmörderin, deren Anklagen gegen die Gesellschaft heute noch genau so aktuell sind, wie leider die Anklagen der Gesellschaft gegen die Kindesmörderinnen.

„Weiß, wo ist mein Vater? laste  
Seiner Unschuldstimme Donnersprach’;  
Weiß, wo ist dein Gatte? halte  
Jeder Winkel meines Herzens nach —  
Weh! umsonst wirst, Waive, du ihn suchen,  
Der vielleicht schon andere Kinder herzt,  
Wirft der Stunde unfres Glückes fluch,  
Wenn dich einst der Name Vastard schwärzt.“

Weniger bekannt ist heute die Novelle vom „Verbrecher aus verlorener Ehre (Eine wahre Geschichte)“. Sie bietet einen typischen Fall, ein Beispiel klassischer Art für die forumpierende Wirkung der „Strafjustiz“. Zugleich aber in den Bemerkungen des Dichters manche weitblickende Erkenntnis sozialer und psychologischer Ursachen des Verbrechens.

Schiller entscheidet sich zunächst in längeren Darlegungen für die „kalte“ Methode der Geschichtschreibung. „Zwischen der heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers . . . herrscht ein so widriger Kontrast“, eine solche Lücke, daß statt des „heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnt“, nur ein „Stopfschütteln der Verfremdung“ erreicht wird. Es muß also, um diesen Kontrast aufzuheben, entweder der Leser „warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.“ Jene Methode des „hinreißenden Vortrags“ ist aber „eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freiheit des Lesenden Publikums.“ Kurz: „Der Held muß kalt werden wie der Leser, oder, was hier ebenso viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, ehe er handelt; wir müssen ihm seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns mehr als an seinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen dieser Gedanken als an den Folgen jener Taten. Man hat das Erdreich des Vesuvius untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Weschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing?“

Welchen Wert wird die Einführung der Psychologie in die Rechtspflege zum mindesten haben?

Wenn ich auch keinen der Vorteile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlung der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeinlich die ungeprüfte aufrechtstehende Jugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung vorbereitet, ohne welchen kein Fühlending zurückkehrt, keine Ausöhnung des Geistes mit seinem Beleidiger stattfindet, kein angesicktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.“

Soweit die theoretischen Erörterungen. Schiller leitet nun zu seiner Erzählung über.

„Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appellieren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staates verloren war? — Ich will dem Ausspruch des Lesers nicht vorgreifen. Unsere Gelindigkeit trachtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henters Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters untersucht vielleicht die Menschheit und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.“

Die Lausbahn des Verbrechers beginnt damit, daß er wildert. Warum ergreift er diesen Ausweg, „honest zu stehen“, einen Ausweg, „den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem Glück ergriffen haben“? Sein Vater ist tot; die Gastwirtschaft, die er mit der Mutter betreibt, geht schief; sein häßliches und unscheinbares Neuhäres verhindert seinen Erfolg bei einem armen Mädchen, das er zu lieben glaubt, und das Geschenken zugänglich ist: „er wurde Wilddieb und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten“.

Ein eiferfüchtiger Jägerburde stellt ihm nach und verriet ihn. „Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschühen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammt.“ Freilich: „mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße ab-“

Stätte, an der öffentlich Gerichtstag gehalten wird. Ihre Gerichtsbarkeit fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze aufhört. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Willen zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. . . . So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gelesene.“ Sie wirkt aber nicht bloß durch „Nährung und Schrecken“, sondern auch durch „Scherz und Satire“. Sie „ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele“. Weiter „macht uns die Schaubühne auf Schicksale aufmerksam und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen“ . . . sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten . . . Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — die Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen. Kein geringeres Verdienst gebührt der besseren Bühne um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höheren Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen. Er wirft einen Blick durch das ganze Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten und findet, wie slavisch die große Masse des Volkes an Ketten des Vorurteils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit entgegenarbeiten. . . .

Aber noch weiter will Schiller die Wirkungen der Schaubühne gesteckt wissen. Von ihr herab sollen politische und gesetzgeberische Symbole leuchten.

Kurz, die Schaubühne soll nach Schiller eine Widerspiegelung des gesamten nationalen Lebens sein, die Verkörperung der Devise: Alles durch das Volk, alles für das Volk. Und endlich soll sie das Herz der Welt sein, worin sich die ganze Menschheit verbrüderet, in ein Geschlecht wieder auflöst.

Und wenn wir nun vom Theater weg auf die Schauspieler sehen — wer hat sie in Deutschland emanzipiert, wer hat sie zur Würde der Künstlerkaste erhoben? Schiller! Er mußte erscheinen, die Schwungkraft seiner Gedankenfülle mußte den Schauspieler aus den Niederungen der Alltäglichkeit emporreißen. Um dies zu verstehen, braucht man sich nur das jämmerliche Bühnenrepertoire jener Zeit, oder gar die erschreckend trivialen Kunstanschauungen selbst berühmter Theaterleiter und Mimen vorzustellen. Schiller hat das Theater zum Tempel gewandelt, die Bühne zu der geweihten Stätte, die — nach seinem eigenen Ausdruck — neben Lehrstuhl und Kanzel die Erziehung des Menschengeschlechts vollendet. Er hat den Künstler zum priesterlichen Verkündiger des Schönen und Guten geweiht! Ueberall bestätigen seine Werke, was er den Jüngern aller Künste zuruft:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben!  
Bewahrt sie!  
Sie sinkt mit Euch. Mit Euch wird sie sich heben!

Hat das Bürgertum den wahren Schiller längst vergessen, tritt der Kapitalismus seine Ideale mit Füßen, so ist das Proletariat es, das Schiller die Kreuze hält und in seinem Sinne Kunst und Kultur zu menschheitbeglückender Tat werden lassen will. Wohl war Schiller ein Sohn und ein Sängler des aufsteigenden Bürgertums. Aber er hat weiter geschaut, kühner gefordert und mehr erhofft als seine bürgerlichen Enkel. Die aufsteigende Arbeiterschaft trüt sein Erbe an, soweit es ihr allein noch winkt.

Wie Schiller alles Tatsächliche ergriff, alle Schmerzen seines Zeitalters durchlebte, so schafft heute die Arbeiterklasse am großartigen Werke jener Zukunft, deren rötlich erstrahlende Gipfel der Dichter im Geiste geschaut hat. Er, dessen menschliches Sein, dessen ganzes Dichten und Trachten auf die Tat gestellt war, er, der immer die Freiheit gesucht, der sein Tun und Denken unter die Parole stellte:

Festeln Mut in schweren Leiden,  
Hilfe, wo die Unschuld weint,  
Heiligkeit geschwornen Eiden,  
Wahrheit gegen Freund und Feind,  
Männerstolz vor Königsthronen,  
Brüder, gäht es Gut und Blut,  
Dem Verdienste seine Kronen,  
Untergang der Lügenbrut!

er ist würdig, das Proletariat in seinen Kämpfen und Siegen mit seinen anfeuernden ermutigenden Seher-Worten zu begleiten.

Ernst Kreowski.

# Die Prinzessin im Theater.

(Im Vorzimmer der Hofloge.)

Von Alexander Moszkowski.

Der Theaterdirektor: Hohe Ehre — demütig erfreut — in Ehrfurcht ersterbend —

Der Hofmarschall: Schön gut! Alles selbstverständlich; — es kommt doch nichts Unanständiges in dem Stück vor?

Direktor: Bewahre, Exzellenz, wir geben ja heut' dem Wilhelm Tell, von Schiller.

Hofmarschall: Immerhin, die Prinzessin, vor der Sie zu spielen die hohe Gnade haben, ist jung verlobt, wir müssen da die äußerste Rücksicht walten lassen. Sagen Sie, Herr Direktor, Wilhelm Tell, ganz recht, kommt da nicht eine Szene vor, wo auf offener Bühne gebadet wird?

Direktor: Ganz ausgeschlossen, Exzellenz, in meinem Theater wird überhaupt nie gebadet. Sie meinen vielleicht den Auftritt, in dem Baumgarten von seinem Weibe erzählt, der Burgvogt habe ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten...

Hofmarschall: Tja, tja, auf mein Gedächtnis kann ich mich verlassen, es wird also doch gebadet! Das muß geändert werden.

Direktor: Um Gottes willen, Exzellenz, in zehn Minuten soll der Vorhang hochgehen!

Hofmarschall: Läßt sich alles machen. Ich hab' schon einmal in fünf Minuten eine ganze Tafelordnung geändert, das ist doch wohl komplizierter. Und Sie haben ja mehrere Dramaturgen im Haus. Also das Bad fällt fort, und der Burgvogt läßt sich von der Frau ein Kaffeebrüstkübel oder ein Hühnerfrühstück rüsten. Das sind wir der Prinzessin schuldig. Und, hören Sie, da ist wohl noch so eine böse Stelle, wo der Dingsda, wie heißt er doch schon, der Melchthal, behauptet, er würde einen hoch droben von der Jungfrau herunterholen. — Sie begreifen, das ist höchst unpassend, das darf er nicht sagen, sehen Sie doch statt der Jungfrau den Chimborasso...

Direktor: Das ist doch unmöglich, die Geschichte spielt doch in der Schweiz!

Hofmarschall: Na ja, Schweiz, das ist überhaupt so eine Sache! Diese Schweizer führen Lebensarten, da können einem erwachsenen Manne die Haare zu Berge stehen, geschweige denn einer jungen Prinzessin. Ich bestimme mich ganz genau, daß da einer in dem Stück sagt: Schwört nicht zu Oesterreich, wenn ihr's könnt vermeiden; und die Prinzessin fährt morgen nach Wien! Streichen Sie das also ganz heraus, das ist das Einfachste. Und die Geschichte mit dem Hut muß auch geändert werden.

Direktor: Aber weshalb denn, Exzellenz?

Hofmarschall: Ganz unter uns, Herr Direktor: die Hofdame der Prinzessin ist ein bißchen sehr groß und schlank, und gerade heut' hat sie einen etwas merkwürdigen Hut auf! Wenn die nun auf der Bühne den Hut auf der Stange anodden, Sie begreifen, da könnten sich indiscrete Blicke nach der Hofloge verirren, also bitte, lassen Sie die Szene fort, sicher ist sicher; und die bekannten unsäugigen Worte, wo der Mann das Fenster zuschmeißt...

Direktor: Aber das kommt ja im Götz von Berlichingen vor, nicht im Wilhelm Tell!

Hofmarschall: Ich meine ja auch nur die Bestimmung, die ist identisch, da kann ich mich auf mein Gedächtnis verlassen. Also kein Widerstand gegen die Reichsordnung, das ist nichts für die Ohren einer jungen Prinzessin.

Direktor: Ja, was soll denn da aus der Mülli-Szene werden?

Hofmarschall: Das ist überhaupt eine fatale Angelegenheit, daß die Leute da nämlich auf den Bergen herumbummeln und sich nicht um ihr Hauswesen kümmern. Wissen Sie, Herr Direktor, die Mülligen könnten Sie am besten in die gute Stube bei Tell verlegen, und die biederen Schweizer könnten da über den Wintersport sprechen, dafür schwärmt die Prinzessin überhaupt so sehr, und was ich hauptsächlich bemerken wollte, geschossen darf in dem Stück auch nicht werden, die Prinzessin ist so nervös...

Direktor: Aber Exzellenz, mit der Armbrust! das knallt doch nicht!

Hofmarschall: Knallen oder nicht, das ist ganz egal, es ist aufregend, besonders wenn ein Vorgelegter als Zielscheibe dient. Die Prinzessin ist Chef eines Regiments und in dieser Hinsicht besonders empfindlich.

Direktor: Bedenken doch Exzellenz, ein Tell ohne Armbrust ist undenkbar!

Hofmarschall: Gut, ich will Ihnen die Konzession machen, lassen Sie ihm die Armbrust, aber erlegen Sie den Fehler durch einen Gemütskur. Sie sparen da außerdem viel Zeit, und das ist notwendig, da die Prinzessin gern bis zum Schluß des Schauspiels bleibt und um neun Uhr zum Tee im Schloß erwartet wird. Also beeilen Sie sich ein bißchen mit den paar Regieänderungen und lassen Sie gleich anfangen, sonst könnte die Prinzessin gerufen, unruhig zu werden.

wenden". Aber er wird zum zweiten Male gefaßt und kommt ins Zuchthaus. Als er sein Strafjahr überstanden, war seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen und sein Trost unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen." Er eilt in seinen Geburtsort: „man flieht ihn. Die dringende Not hat endlich seinen Hochmut beugt und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Ortes an und will für den Taglohn dienen. Der Bauer juckt über den schwachen Jüngling die Achsel, der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sieht ihn bei diesem sühlofen Gömmer aus. Er wagt seinen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorene Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Tagenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb...“ Natürlich fällt er dem Jägerburtschen wieder in die Hände. „Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsverfassung des Beklagten.“ Er ward verurteilt, das Reichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Nun läßt Schiller den Verbrecher selber sprechen: „Ich betrat die Festung... als ein Verirrter und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der West gehabt, das mir teuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande.“ Folgt die Schilderung des Ansehens und der Mitgefängenen, die er zuerst voll Entsetzen sieht, um sich schließlich an sie zu gewöhnen: „und im letzten Vierteljahre hatte ich meine Lehrmeister übertraffen“. Jetzt kennt er nur noch die Begierde nach Freiheit und Rache. Das Wort der „Zufügung“ ist vollbracht: aus dem „Jagdrevier“ hat sie ein Raubtier gemacht, das vor nichts mehr zurückschreckt. „Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gesetze.“ Er wird frei, eilt in die Vaterstadt und sieht sich von allen Seiten gemieden. Niemand würdigt ihn eines Grußes. Seine Geliebte findet er wieder als — Soldatendirne. Er läßt sie verächtlich aus: „Es tat mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Range der Lebendigen.“ Dieser Zug beleuchtet grell die Situation. Auch der Verworfenen wird sich noch nicht klar über die Pointe seines Lebens. Er ist vom selben Golze wie die, die ihn verdammten und meiden. Er würde handeln wie sie und handelt wie sie gegenüber der noch mehr verdammten Dirne.

„Alle Welt floh mich wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergötzte mich, sie zu verschmähen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermutete.“

Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Mut verloren, es auch nur zu scheinen... Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiden müssen.

Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses tun, soviel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, also sagte ich den Vorjag, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Notwendigkeit und Leichtsinne gesündigt, jetzt tat ich aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.“

Den weiteren Verlauf der Geschichte des Verbrechers aus der Lorener Ehre kann jeder nachlesen. Der Wilddieb erschließt den Jäger und schlief sich einer Räuberbande an, die in ihm einen Mißhandelten begrüßt: „Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unseren Aedern und Feldern füttert, haben sie dich jahrelang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirtschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht“. Er wird zur Geißel des Landes. Aber nach einem Jahre saßt ihn Neue und Verzweiflung. Der Räuberhauptmann will fähnen und im siebenjährigen Kriege „seinem Vaterlande dienen“, er bietet sich seinem Landesvater an. Der ignoriert ihn. Auf dem Wege zum König von Preußen liefert er sich dann selbst in die Hände der „Gerechtigkeit“.

... Wer hat vor Schiller solchen Spürsinn aufgebracht, um in die Seelenzustände des „Verbrechers“ einzudringen! Hier spricht der Schiller, der den Räuber Moor zeugte; aber ein wie viel reiferer, wie viel ruhiger und, gerade darum, wie viel härter anlagender Schiller! Er konstruiert nicht mehr Verbrecher blutig kolossal. Er zeigt in der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral das blutig kolossale Verbrechen der Gesellschaft. Wie weit ist hier ein bürgerlicher Dichter vor vier Generationen seinen heutigen Massengenossen voraus, die eben wieder eine „Reform“ des Strafrechts brauchen, ohne nach so phantastischen Dingen wie Seelenkunde und Gemütszuständen, geschweige denn nach sozialen und wirtschaftlichen Ursachen des „Verbrechens“, die Schiller wenigstens gefühlsmäßig erkannte und — anlagte, viel zu fragen! M. Franz.